

ARKADIS, Olten, Fachtagung, 6.11.2014

BEHINDERUNG IM FILM

Der Film «Intouchables» (auf Deutsch: Ziemlich beste Freunde) hat Scharen von Zuschauern in die Kinos gelockt. In der Schweiz haben fast 1,5 Million Menschen den Film gesehen. Es war der erfolgreichste Film 2013 in der Schweiz, der 2. Erfolgreichste aller Zeiten, hinter TITANIC und vor dem letzten James Bond SKYFALL. Damit ist das Thema Behinderung ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gerückt. Bereits wird in Amerika das Remake geplant. Hauptfigur ist ein körperbehinderter Mann. Das Leben mit Einschränkungen ist auch Thema des internationalen Kurzfilmfestivals «look&roll», das alle 2 Jahre in Basel stattfindet, letztmals im Oktober 2014. Das Thema, über welches ich hier sprechen darf, ist also ziemlich aktuell.

Herzlich willkommen verehrte Damen und Herren.

Wie wurde Behinderung historisch im Film thematisiert und wie geschieht das heute? Welches sind die Kennzeichen für besonders gute, welches die Merkmale für besonders schlechte Beispiele?

Was soll und was will ein Kurzfilmfestival, das sich dem Thema Behinderung widmet? Ist das Luxus oder Notwendigkeit? Und nicht zuletzt: Wie werden Filme im Kino auch für Menschen mit Sinnesbehinderungen zugänglich? Diesen Frage möchte ich im Folgenden nachgehen.

Sowohl im kommerziellen wie auch im alternativen Kino spielen Menschen mit Behinderung eine immer wichtigere Rolle. Das nützt allen, den Behinderten genauso wie dem Publikum.

Es ist paradox. In Hollywood streiten sich alle um die Behindertenrollen. Was im realen Leben als Schicksalsschlag empfunden wird, gilt in der Traumfabrik als Glücksfall. Als Behinderter kann sich ein Schauspieler profilieren und in die Herzen des Publikums spielen. Häufig gibts obendrauf noch einen Oscar. Beispiele dafür wären die Dramen Mein linker Fuss oder Forrest Gump.

Leonardo DiCaprios Performance im Drama „Gilbert Grape“ erschütterte mich derart, dass ich überzeugt davon war: er spielt den Behinderten nicht, er ist es. Erst meine sofort angeschlossenen Recherchen widerlegten mich. Der Film legte nicht grundlos das Fundament für den Weltstar, den er heute ist.

Warum also liebt ausgerechnet Hollywood die Behinderten? Die Frage ist natürlich falsch gestellt. Hollywood liebt nicht die Behinderten. Aber Hollywood hat ein exzellentes Sensorium für interessante Geschichten und dramatische Schicksale. Und da haben Behinderte einiges zu bieten. Ginge es tatsächlich um die Menschen und nicht nur um deren Schicksale, dann könnten Figuren, welche behindert sind, auch von behinderten Darstellern gespielt werden. Das geschieht aber nie. Die wenigen Ausnahmen (Emmanuelle Laborit in „Stille Liebe“ oder „Jenseits der Stille“, Marlee Matlin in „Children of a Lesser God“) bestätigen nur die Regel. Besonders deutlich zeigt sich das, wenn reale Biografien von einem Schauspieler interpretiert werden, obwohl das reale Vorbild noch lebt. Hätte nicht Daniel Day-Lewis den behinderten Christy Brown gespielt, sondern dieser sich selber, der Film hätte nie den Erfolg gehabt, den er schliesslich hatte.

Das grosse Kinopublikum, und dafür werden Hollywoodfilme produziert, will nicht Christy Brown sabbern sehen und glucksen hören. Macht dasselbe aber ein Star, dann jubelt es ihm zu, und Jurys zeichnen ihn aus.

Aktuelleres Beispiel: INTOUCHABLES, der Riesenrenner basiert auf einer wahren Geschichte. Die, welche die Geschichte erlebt haben, leben noch. Gespielt wird sie von NB-Schauspielern. Dürfen die das?

Mir scheint das durchaus legitim. Mir ist lieber, wenn der durch einen Star verfremdete Christy Brown sein Schicksal im Film MEIN LINKER FUSS einem Millionenpublikum vorsetzen und es so mit einem Behindertenthema konfrontieren kann, als wenn er in der echten Version in Archiven verstauben oder einem erweiterten Freundeskreis respektive einem Fachpublikum vorgestellt würde. So machen eben all die Stars, selbst in schlechten Filmen und schlechten Rollen, immer noch Werbung für unsere Anliegen und tragen bei zur Bewusstseinsweiterung.

Bezeichnend dafür das Beispiel mit Christopher Reeve. Der Weltstar und Superman erlitt auf dem Höhepunkt seiner Karriere einen Reitunfall. Reeve war von dem Moment an vollständig gelähmt. Hollywood drehte mit ihm ein Remake vom Thriller „Das Fenster zum Hof“, in welchem ein immobiler, weil behinderter Detektiv von seinem Fenster aus im Nachbarshaus einen Mord beobachtet. Trotz dem Superstar in der Hauptrolle war der Film ein Flop. Behinderte im Film sind gut. Aber sie sollen sich nach dem Dreh bitte sehr wieder normal benehmen.

Behinderte sind ideal, um Emotionen zu verstärken und sie in bestimmte Richtungen zu lenken. Das entdeckte das Kino schon früh. Schon 1928 nutzte Charlie Chaplin den Effekt mit dem blinden Blumenmädchen in „Limelight“, das sich in den Tramp verliebt. Erst die Blindheit macht ihre Liebe zum Landstreicher Charlie „wahrhaftig“; denn gerade weil sie ihn nicht sehen kann, muss ihre Zuneigung aus allertiefster Überzeugung kommen. Das geht ans Herz des Zuschauers, der ja sieht, dass das Blumenmädchen nicht sieht.

Was für ein raffinierter dramaturgischer Effekt! Das Genie Chaplin erfand damit ein Modell, das sich in späteren Jahren vor allem im Thriller immer wieder bestens bewährte. Audrey Hepburn etwa als Blinde in „Wait until Dark“ (Warte bis es dunkel ist, 1967) zieht uns Zuschauer durch ihre Behinderung ohne Umweg sofort „über die Leinwand“ in ihr Handikap, wenn ihr Mörder in ihrer Wohnung erscheint.

Was alle Behinderten im Film gemeinsam haben, ist die Fähigkeit, über sich hinauszuwachsen; ob es Blinde sind, Gehörlose („Jenseits der Stille“), Autisten („Rain Man“), Kleinwüchsige („Station Agent“) oder geistig Behinderte („Gilbert Grape“), sie leisten etwas, wozu die Nichtbehinderten nicht fähig sind: sie wachsen über sich hinaus, etwa als Mathematik-Genie („A Beautiful Mind“), befreien den Indianer von der Knechtschaft („One Flew Over the Cuckoo’s Nest“) oder öffnen dem Gefühllosen die Augen über seine zwischenmenschliche Beschränktheit („Am achten Tag“).

Ob das gut resp moralisch wertvoll ist, bleibe hier mal dahingestellt. Das muss wohl im Einzelfall beurteilt werden. Realistisch ist es ganz bestimmt nicht. Aber Kino hat auch nicht diesen Anspruch.

Auch im Krimi-Bereich ist der Behinderte, positiv wie negativ, ein beliebtes dramaturgisches Mittel. In Billy Wilders „Zeugin der Anklage“ übernimmt der arrogante Anwalt Charles Laughton die Mandantin Marlene Dietrich erst, nachdem er sie seiner scharfen Prüfung unterworfen hat. Die Behinderung des Anwalts dient der Einschüchterung der Mandantin, um ihn (den Anwalt) gleichzeitig als psychologisch und intellektuell überlegen zu charakterisieren. Eine ähnliche Funktion nimmt der Anwalt in der TV-Serie „Ironside“ ein: im Gerichtssaal dient seine Behinderung dem verschärften Denkvermögen. Die Hilfsmittel, meist Rollstühle, signalisieren: Je schlimmer die körperliche Versehrtheit, desto gigantischer die intellektuellen Fähigkeiten. Ganz im Sinne von: da erbringt einer Höchstleistungen, und dies trotz seines Handicaps.

Der Gelähmte kann aber auch als Kontrast zum Bösen eingesetzt werden, um den Bad Guy als extremen Bösewicht zu charakterisieren. Berühmt dafür ist der Gangsterfilm „Kiss of Death“ aus dem Jahre 1947: Richard Widmark stösst mit sadistischem Lachen eine auf den Rollstuhl angewiesene ältere Dame eine steile Treppe hinunter und schickt ein schmutziges Lachen hinterher. In weniger als einer Minute erreichte damit Widmark in seiner Gangsterrolle einen ähnlichen Dämonenstatus wie später Anthony Hopkins, der dafür als Hannibal Lecter aber Menschen fressen musste.

Es gab natürlich auch Versuche, das Abweichende einigermaßen realistisch einzufangen. Einer der ersten war Tod Brownings legendärer Film „Freaks“ aus dem Jahre 1932, in dem Menschen mit körperlichen und geistigen Handicaps die Hauptrollen spielen und eine Solidargemeinschaft bilden, während die Normalos ziemlich verlogen erscheinen.

Inzwischen versucht man, vor allem im europäischen Film, den Behinderten vernünftig, ohne dramaturgisch-emotionalen Kick, in die Handlung einzugliedern. In den Endlosserien „Marienhof“ und „Lindenstrasse“ etwa ist das Dow Syndrom präsent. Auch in ÜSI BADI wars das Dow Syndrom. Ok, bei diesem fast inflationären Einsatz von Jungens und Mädchen mit Trisomie 21 wird man den Verdacht nicht los, die Filmer wollen zwar die Normalität von Behinderten in unserer Gesellschaft zeigen, beschränken sich aber dann doch lieber auf jene, die als besonders „putzig“ und „lieb“ ohnehin keine negativen öffentlichen Reaktionen mehr auslösen.

Einen Schritt in die richtige Richtung gingen dann schon Caroline Link mit der Gehörlosenstudie „Jenseits der Stille“ (mit der gehörlosen Emanuelle Laborit) und der Belgier Jaco van Dormael mit „Am achten Tag“ (in welchem der geistig behinderte Darsteller Pascal Duquenne mit der "Goldenen Palme" ausgezeichnet wurde). In beiden Filmen spielen Menschen mit Behinderung eine Menschen mit Behinderung. Eine Ausnahme. Und in beiden Filmen werden endlich die Wahrnehmungswelten der Behinderten visualisiert und damit in den Handlungskonflikt aktiv mit einbezogen.

In allen hier besprochenen Filmen, welche für ein grosses Publikum gedreht wurden, sind die Behinderten auffallend hübsch, zumindest ansehnlich. Schwerstbehinderte Menschen mit entstellten Gesichtern, verzerrten Stimmen und zuckender Gestik kommen nicht vor in diesem Kino. Sie gelten bei den Produzenten als nicht vermittelbar.

Behinderung im Mainstream-Kino geht also meist daher mit einer Verfälschung, sprich Verschönerung des Problems. Mir ist das völlig egal. Hauptsache, die Behindis kommen auf die Leinwand. Und damit ins Bewusstsein eines grossen Publikums.

Aber: es ist darum ganz wichtig, dass es noch eine andere Art Behindertenfilme gibt, jene, die nicht in erster Linie ein grosses Publikum ansprechen wollen, dafür ein interessiertes. In diesen Filmen, die meist kürzer sind und mit kleinem Budget gedreht werden, wird nichts beschönigt. Da wird gezeigt, was Sache ist: mal schonungslos realistisch, mal satirisch überhöht oder romantisch verklärt, immer aber mit dem Anliegen, alle Behinderte ernst zu nehmen und ihre Situation in der Gesellschaft auszuhorchen. Für diese Filme braucht's vorerst noch eigene Abspielorte. Sie kommen nicht ins grosse, reguläre Kino. Sie werden gezeigt an Festivals, an Kurzfilmtagen und Spezialveranstaltungen.

Festival Look&Roll.

Ein Beispiel dafür ist das internationale Kurzfilmfestival «look&roll», das alle 2 Jahre in Basel stattfindet, letztmals im September 2014. Das Leben mit Einschränkungen ist dort Thema. Ich habe das Festival mitbegründet und bin selbst in der künstlerischen Kommission. Die Filme, welche wir am Festival zeigen, sie sollen Augen und Ohren öffnen, sie sollen mit Neuem konfrontieren und überraschen, sie sollen Werte in Frage stellen und an Normen rütteln. Damit Platz geschaffen wird für neue Einsichten oder allenfalls neues Verhalten.

Look&Roll zeigt, was Sache ist: mal schonungslos realistisch, mal satirisch überhöht oder romantisch verklärt, immer aber mit dem Anliegen, alle Behinderten ernst zu nehmen und ihre Situation in der Gesellschaft auszuhorchen.

Alle Filme, die wir am Festival zeigen, werden – das ist uns sehr wichtig - behindertengerecht aufgearbeitet: Konkret heisst das: Für Gehörlose und Hörbehinderte werden spezielle Untertitel geschrieben. Diese beschränken sich nicht auf die reinen Dialoge. Es wird auch anderes, für die Handlung Wichtiges mit einbezogen. Also Hintergrundgeräusche, Musik, Schüsse, Telefon, Autohupe, Vogelgezwitscher etc.

Für blinde und Sehbehinderte wird eine sogenannte Audiodeskription geliefert. Das ist eine Handlungsbeschreibung, die in den Dialogpausen der Filme erklärt, was zu sehen ist (ein rotes Auto fährt von rechts ins Bild... / Sie lächelt hämisch... etc.). Zudem werden von fremdsprachigen Filmen die Untertitel in deutscher Sprache vorgelesen. Aber das nur am Festival – hier nicht.

Filme setzen Bewusstseinsprozesse in Gang, rütteln auf, betören. Darum ist es wichtig, behindertenspezifische Anliegen in den Film zu bringen. Auf die Art, wie Sie es eben gesehen haben. Nicht als Dekor, als exotische Effekthascherei oder als Trärentreiber. Sondern als Thema, ungeschminkt, realistisch, in seiner ganzen Dramatik, in seiner ganzen Emotionalität und in seiner oft unfreiwilligen Komik.

Ob manipulative, schlimmstenfalls gar verlogene Millionenproduktion oder kleine, realistisch inszenierte Insiderproduktion: Behinderte und ihre Schicksale gehören ins Kino und ins Fernsehen. Denn Filme, ganz unabhängig von ihrer Qualität, spiegeln die Gesellschaft, in welcher sie entstehen. Und Menschen mit Behinderung sind Teil dieser Gesellschaft. In Hollywood und überall.

Zudem haben Figuren mit Behinderung im Kino immer auch Modellfunktion bei Menschen mit Behinderung, dies wiederum steigert deren Selbstbewusstsein.

Drum sag ichs immer gerne: Behinderte braucht's: in Haupt- und in Nebenrollen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.